

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

# Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Viertes Jahrgang.

No. 2.

Donnerstag, den 6. Juli.

1854.

## Die Pastorstöchter.

Novelle

von

Anna Löhn.

Johanna, schließe doch den Fensterladen im Nebenzimmer; der Wind schleudert ihn so hin und her!"

Johanna hörte nicht, was ihre Schwester sagte; sie saß in Gedanken versunken, das Haupt in die Hand gestützt, die Augen auf ein kleines, alterthümliches Buch geheftet bei derselben unscheinbaren Lampe, deren Licht ihrer fleißigen Schwester Ursula auf die emsig spinnende Hand fiel.

"Johanna," fuhr diese fort, ohne in ihrer Arbeit zu stocken, "Du sollst den Fensterladen im kleinen Nebenzimmer schließen; der Mond beleuchtet gerade das Antlitz des guten, todtten Vaters, und da er's im Leben nie leiden konnte, wenn Mond oder Sonne ihm in's Gesicht schienen, wenn er ruhte, so meine ich" —

Bei dem Worte: Vater! richtete sich Johanna empor.

"Laß den Mond das Antlitz meines theuren Vaters bescheinen," rief sie leidenschaftlich; "bei seinem Lichte will ich die geliebten Züge fragen, was ich thun, was ich melden soll!"

Mit diesen Worten stürzte sie in's dunkle Nebenzimmer und warf sich über die Leiche des Entschlafenen, der dort aufgebahrt stand und am nächsten Morgen begraben werden sollte.

Ursula sagte keine Sylbe mehr und spann ruhig fort. Johanna aber schluchzte laut indem sie die weißen Locken des Greises küßte und sein Gesicht mit Thränen überfluthete: „Gott, Gott, was soll aus mir werden, wenn ich niemand mehr habe, der meine Zweifel löst, der meinem aufgeregten Gemüth die Ruhe wiedergiebt, der mich auf dem Wege zur Tugend sicher und liebend leitet? Vater, mein herrlicher Vater, Dein Kind, das so treu und innig und zufrieden an Deinem Busen gelebt, Dir so oft die begeisterten Worte vom Munde gelesen, will ohne Dich verzweifeln! Und morgen, o! kann es denn sein? — morgen wird die Erde dies Antlitz, das der zitternde Mondstrahl zu beleben scheint — diese Haare, die treue Sorge und Liebe gebleicht hat — die Erde wird meinen lieben Vater bedecken!"

Tiefes Schweigen trat hierauf ein, nur unterbrochen vom Schluchzen Johanna's, vom Heulen des Windes, der den offen gebliebenen Laden im Nebenzimmer bald an's Fenster schleuderte, und vom Schnurren des Spinnrades, an dem Ursula spann.

Endlich erhob sich die Letztere.

"Laß uns zu Bett gehen, Johanna," sprach sie, indem sie die kleine Lampe erfaßte, „es ist elf Uhr vorüber!"

"Ich bleibe beim Vater," entgegnete Johanna — "es ist ja die letzte Nacht und ich hab' ihn noch viel zu fragen." Ursula lächelte gleich wie erstaunt und etwas verächtlich.

"Lächle nur, Du kalte, glückliche Seele," fuhr



jene auf dieses ausdrucksvolle Schweigen fort, — „lächle nur — Du kennst nicht, was“ — hier drückte sie seufzend die Hand auf Stirn und Herz.

„Du zählst fünfunddreißig Jahre und ich gar fünfzig, Johanna! Ich denke, dieses Alter lehrte verständig und kalt werden.“

„Ursula, höre mich einen Augenblick! Seit der Vater todt ist und meine Phantasie nicht mehr durch seine geistvollen, klaren und belehrenden Gespräche gefesselt und beschäftigt wird, sind mir neuerdings Gedanken gekommen, die ich zu bannen wünschte und nicht bannen kann. Ursula, hast Du jemals bedacht, daß wir unsere Jugend nicht wie andere Mädchen genossen haben?“ —

„Unsere Mutter starb zeitig und ich habe Dich, die Spätgeborene, herangezogen und dem Vater die Wirthschaft geführt. Da gab's so viel zu thun, daß ich an Genuß nicht denken konnte und als ich später wohl einmal — daran gedacht habe — da war's zu spät.“

„Zu spät! zu spät!“ — rief Johanna hier aus — „Du hast das Wort dafür, ich wollte es nicht aussprechen!“

„Und solche Gedanken beschäftigen Dich an der Leiche des Vaters?“

„Kann ich dafür?“ weinte Johanna. „Kann ich dafür, daß mich dieser Gedanke mit tiefem, wenn auch verwerflichem Schmerze erfüllt?“ —

„Du kannst dafür!“ rief die Andere streng — „denn Du hast seit dem Tode des Vaters mit dem heimtückischen, schönen Italiener gesprochen, der sich in der Gegend umhertreibt und Dich verfolgt. Der hat Dir diese bösen Gedanken eingegeben — und dieses Buch, das Dich so sehr fesselt, es ist gleichfalls von ihm und ist ein sündiges, entsetzliches Buch!“

Johanna schwankte und mußte sich an einem Sessel festhalten.

„Sieh, wie Dich's trifft!“ rief Ursula mit erhobener Stimme. „D könnte mein Wort den Vater aus seinem tiefen Schlafe aufwecken, er sollte erfahren, was ich lange verschwieg, er sollte hören, daß seine geliebte jüngste Tochter, die an seinen Lippen hing und Weisheit trank“ —

„Halt ein! halt ein!“ schrie Johanna außer sich. „Mir war's als regte sich der Vater.“

Ursula lächelte abermals verächtlich, dann, gleich als ob sie bereute, so sehr aus ihrer gewohnten ernstern Ruhe hervorgegangen zu sein, verließ sie langsam die zitternde Johanna, ging in's Nebenzimmer, hing den Fensterladen an, warf einen prüfenden Blick auf die Leiche und trat zur Schwester, indem sie sprach: „Denke über Dich nach!“ dann nach einer Pause: „Gute Nacht, es ist bald zwölf Uhr.“

Johanna blieb allein.

Vorstehendes Gespräch wurde in einer kleinen sächsischen Gebirgsstadt von den Töchtern des dortigen ersten evangelisch-protestantischen Geistlichen, der fünfzig Jahre daselbst im Amte gewesen war, geführt. Herzog Heinrich der Fromme hatte auf besondern Antrieb seiner Gemahlin in seinen kleinen Besitzungen die Reformation eingeführt, und persönlich bekannt mit dem geistvollen Hans Adam Köhler, dem Vater der erwähnten Mädchen demselben als begeisterten Anhänger der Lehre Luthers, bald zu einer guten Pfarrstelle verholfen. Kaum im Amte, so hatte sich auch Hans Adam Köhler verheiratet, und zwar, gleich Luther, mit einer zur neuen Lehre übergetretenen ehemaligen Nonne. Beide lebten in ihrer Ehe sehr glücklich, bis auf gewisse Anfechtungen geheimer Agenten der katholischen Geistlichkeit, welche die junge Frau — so flüsterte man sich zu — ihres Uebertritts wegen sehr quälten und ihr sogar nach dem Leben standen. Ja als Frau Johanna Ursula Köhler kurz nach der Geburt ihrer zweiten Tochter eines sehr plötzlichen Todes starb, behauptete das ganze Städtchen, sie sei an Gift gestorben. Ob mit Recht oder Unrecht, konnte nie ermittelt werden.

Seit dem Tode seiner Gattin lebte Hans Adam Köhler noch eingezogener als vorher. Seine erstgeborene Tochter Ursula, um fünfzehn Jahre älter als die zweite, führte ihm die Haushaltung und erzog ernst und treu das jüngere Schwesterchen.

Beide wuchsen, wenn auch verschieden an Charakter und Jahren, doch einig in der Liebe zu ihrem Vater und den Wissenschaften, mit denen dieser sie früh beschäftigte, fern von der Welt und ihren Zerstreungen heran.

Die großartige Einfachheit der sie umgebenden Gebirgsnatur bildete ihr poetisches Gefühl, der Unterricht eines gelehrten Vaters ihren Geist, doch



die einzige Abwechslung in ihrem einsamen Leben bestand in dem sonntäglichen Kirchgange und den seltenen Besuchen bei wenigen nahewohnenden Nachbarn.

Beide Mädchen wurden in der ganzen Umgegend „die Clausnerinnen“ genannt, und sie verdienten diesen Namen, insofern sie selbst in ihren jüngern Jahren die Freuden des Lebens und der Jugend kaum den Namen nach kannten, ja sogar aus einem gewissen Stolze, den die Einsamkeit giebt, dieselben verachteten. Sie unterzogen sich allen häuslichen Arbeiten und theilten ihre Zeit zwischen diesen und der Pflege und Unterhaltung des geliebten Vaters.

So wurde auch nie erzählt, daß ein junger Mann es gewagt hatte, um eine von ihnen zu werben, obgleich sie eher hübsch als häßlich, eher reich als arm genannt werden konnten.

Nur von Ursula, die einst wirklich einnehmend, wenn auch stets sehr ernst gewesen sein soll, wußte man, daß sie einen guten schönen Jüngling geliebt hatte, aber nicht wieder geliebt worden war, wodurch die Verschlossenheit ihres Charakters in theilweise Verbitterung überging.

Johanna hingegen unschön, wenn auch lebhafter und ungleich leidenschaftlicher als die Schwester, hatte mit ihrem Vater in so inniger Geistesgemeinschaft gelebt, daß sie, bei so seltener Gelegenheit junge Männer kennen zu lernen, gar nie an Liebe und Heirath gedacht hatte. Ihr umfassender Geist war höherer Einsicht und Erkenntniß fähig, aber auch sehr zum Grübeln und Zweifeln geneigt. Wie oft hatte sie mit ihrem Vater über Glaubenssachen gestritten, wie oft hatte sie mit ihrem zweifelnden Gemüthe Rath und Trost von ihm erbeten, während Ursula schweigend dabei saß.

Röbler freute sich der geistigen Lebhaftigkeit und Aufgewecktheit seiner jüngern Tochter, obgleich er sie oft ermahnte, die Leidenschaftlichkeit, mit der sie Alles erfaßte, zu zügeln und zu mäßigen. Im Uebrigen war er sehr wohl zufrieden, seine Töchter nicht verheirathet zu sehen, da er nur ihnen und seiner Gemeinde lebte und keines von beiden hätte missen mögen. Er war ein vortrefflicher Seelen- sorger gewesen, die ganze Stadt verehrte ihn wie einen Vater und seine Töchter, deren Mildbthätigkeit

allgemein gerühmt wurde, theilten diese Verehrung und Liebe mit Recht.

Wir erblicken sie zuerst an der Leiche ihres geliebten Vaters. Ursula hat ihre Ruhe und Ergebenheit wiedergefunden, Johanna ringt noch mit dem schmerzlichen Gefühl des Verlustes des Theuersten und neu hinzugekommene, noch nie gekannte Regungen vergrößern den Sturm in ihrer Brust. Ein Buch und die Begegnung mit einem Manne, einem Venetianer, hatten schon einige Zeit vor dem Tode ihres Vaters eine Verwirrung in ihre Seele gestreut, die dem Letztern zu gestehn, sie nicht den Muth gefunden hatte. Nun war er todt und die Tiefbetrübt sah sich Rath und Hülfe auf immer entzogen.

Seltam genug war diese Begegnung erfolgt.

Tiefbetrübt über die zunehmende Schwäche des alten Vaters hatte sich Johanna eines Tages weinend in das kleine Gärtchen am Hause geschlichen und dort, wie sie es oft in der Art hatte, knieend vor ihrem Lieblingsbeete ihren Blumen den Kummer, der auf ihr lastete, geklagt. Und wenn der Wind ihre zarten Häupter sanft bewegt hatte, war es ihr gewesen, als nickten die lieblichen Kinder des Frühlings ihr Theilnahme zu.

Abgesondert wie die Pfarrwohnung mit ihrem Gehöft und Garten lag, durfte sie nicht fürchten belauscht oder gestört zu werden, doch wie sie plötzlich aus frommen Antriebe ihr Haupt zum Himmel wandte, begegnete ihr Blick dem fest auf sie gerichteten Blicke eines dunkeln, ausdrucksvollen Auges, der mit Macht das ihre zur Erde zurückkehren ließ.

Johanna stieß einen leichten Schrei aus und ihr Gesicht bedeckte eine glühende Röthe, doch schien es ihr, als könne sie nicht von der Stelle.

Der Fremde, denn das war er allem Anschein nach, blieb in seiner angenommenen Stellung. Er hatte sich mit dem Kinn auf die moßige Gartenmauer gestemmt und schien in dieser ruhigen Lage Johanna lange beobachtet zu haben. Seine ganze Erscheinung hatte, wenn auch nichts Auffallendes, doch etwas Eigenthümliches und Geheimnißvolles. Sein schwarzgelocktes Haupt ward von einem einfachen dunkeln Barret bedeckt, seine ziemlich große und jugendliche Gestalt umfloß ein schwarzer Mantel von sonderbarem Schnitt und das etwas regelmäßige



Gesicht ließ unter buschigen Brauen zwei große dunkle Augensterne wahrnehmen, die eher Schüchternheit als Vertrauen einflößten.

Noch fragte sich Johanna im Stillen, wie der Fremdling eingedrungen sei in die düstern Mauern der alten Pfarrwohnung, als dieser endlich aus seiner beobachtenden Ruhe herausging und sie in ziemlich gutem, wenn auch sehr seltsam accentuirtem Deutsch fragte, ob sie die Tochter der verstorbenen Johanna Ursula Köhler sei.

Johanna bejahte und gewann selbst so viel Fassung wieder, auch den Fremden zu befragen, wer er sei und wie er hereingekommen? Auf die erste Frage antwortete er kurz: „Ich bin Venetianer;“ die zweite umging er und fügte nur hinzu: „ich reise in Sachsen.“

„Doch wie kommt Ihr hier herein, hier in den Hof der Pfarre?“ wiederholte Johanna schüchtern.

Der Fremde zog die Augenbrauen zusammen, bemühte sich jedoch mit den Lippen zu lächeln und sprach dann halbleis: „D, wir haben Schlüssel zu noch festeren Schlössern.“ Bei diesen Worten ließ er gleichsam achlos ein kleines Buch aus seinen feinen Fingern fallen und bedauerte nicht einmal, daß es ein zartes Blümchen auf Johannas Beet zerdrückt hatte. Diese wollte dem Herrn sein Eigenthum zurückgeben, allein er litt es nicht und sprach: „Mag es dort liegen und verfaulen, es hat ein holdes Grab gefunden. Mir werde nur das Blümchen, das durch seine Last geknickt wurde.“

Johanna gab es ihm, er hielt dabei ihre Finger fest und sah ihr so lange in's Auge, bis sie es verwirrt zu Boden schlagen mußte.

Dann sprach er langsam und leise: „Armes Kind, muß Deine holde Verwirrung so spät kommen? — und verschwand wie er erschienen war.“

Am Fenster aber hatte Ursula schon lange staunend der Scene zugeschaut und kehrte sich eilig weg, als Johanna, wie aus einem Taumel erwachend, dem Hause zueilte.

Am nämlichen Orte war die zweite Begegnung mit dem geheimnißvollen Venetianer erfolgt.

Johanna hatte nach dem Tode des geliebten Vaters öfter das trauliche Gärtchen aufgesucht und zu ihrer Laute das Lieblingslied des Verbliebenen:

„Eine feste Burg ist unser Gott,“ das er im Leben von ihrer schönen, kräftigen Stimme so gern hörte, gesungen. Sie hatte dabei die Fensterflügel zu dem Zimmer geöffnet, wo seine Leiche stand und sich eingebildet, er höre ihr noch zu. Häufig waren ihre Thränen geflossen, wenn sie die traurige Wahrheit mit ihrer Einbildung verglich und mit zitternder Stimme hatte sie die Strophen begonnen: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren,“ als plötzlich die letzten Worte: Wir sind gar bald verloren! von der tiefen, wohlklingenden Stimme des Italieners wiederholt, ihr einem tödtlichen Schreck einflößten.

Sie ließ die Laute schallend auf den Boden fallen und blickte wie nach einem Gespenste um. Da stand er in der matten Abendbeleuchtung, so schön, so ruhig an der nämlichen Stelle, wie neulich; nur funkelte heute etwas in seinem Auge, daß ihr Furcht und doch auch unwiderstehliche Zuneigung einflößte.

Johanna blieb in der Stellung halb fliehend halb ihm zugewendet einige Augenblicke, doch er begann heute lebhafter: Welch' ein schönes Lied, das Ihr da gesungen habt. Ich ging vorüber, doch Eure Stimme und der Inhalt der Verse lockten mich herbei. Noch nie hatte ich das Lied gehört. Wollt Ihr mir's geben? In meinem Vaterlande ist man nicht unkundig der Laute und ich, als ächtes Kind der Lagunen, habe oft mein Lob von den Gondelführern des canale grande gehört, die gute Lautenschläger und Sänger sind.“

Johanna sah wie des Mannes Auge aufbligte, da er von seinem Vaterlande sprach und flüsterte mit einer Zaghaftigkeit, die man ihr sonst nie vorwerfen konnte: „Es muß ein schönes Land sein, Euer Vaterland“ —

„Es ist ein Paradies! rief er traurig — kommt nur hin, laßt seinen Feuerwein durch Eure Adern rollen, athmet die Gluth seiner Lüfte und stürzt Euch dann dürstend in die Wellen des adriatischen Meeres — hört aus der Ferne im Mondschein der Sommernacht die Töne der Laute von den Marmorstufen der Paläste, trinkt den Klang einer melodischen, seelenvollen Stimme, eilt auf den Sänger begeistert zu und — stoßt ihn dann mit einem Dolche nieder — ha-ha-ha! — O mein Venedig, meine holde Stadt!“

Entsetzt blickte Johanna den Sprecher bei der



lepten Wendung, die seine Rede nahm, an. Er ließ ihr nicht Zeit zu weitem Fragen. „Ich bitte um mein Buch,“ sprach er plötzlich wieder sanft und ruhig. „Ich habe mich besonnen, es nützt nichts in Euren Händen, es schadet eher. Es ist ein sittenverderbendes Buch, es regt furchtbar auf. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich es Euch ließ, ich meinte wohl ein andres in den Händen zu haben.“

Bei den letzten Worten streifte ein seltsames Lächeln seine Lippen.

„Ich hole es Euch;“ flötete Johanna, die durch des Fremden Gegenwart und seine geheimnißvollen Reden ganz verwirrt geworden war.

„Nein, laßt,“ begann er von Neuem, ich bin sicher, Ihr lest es nicht und will mir ein andermal das Vergnügen machen, es von Euch abzuholen. Dann geht Ihr mir auch das schöne Lied. Bei Gott und dem heiligen Vater, wär' ich nicht Katholik und ein guter Katholik, ich säng' es täglich.

Indem er so sprach hatte er langsam die in der Gartenmauer befindliche kleine Thür geöffnet, trat in den Garten, ging dann schweigend auf Johanna zu, die zu träumen schien, küßte ehrerbietig ihre herabhängende Hand, nahm ihr den Blumenstrauß, den sie vor der Brust trug, und ging grüßend fort. Noch jemand hatte dieses Gespräch und Alles was geschehen war, abermals belauscht: Ursula. Sie stand am vergitterten Fenster des obern Stockwerks und hätte beinahe laut aufgeschrien, als Johanna den Fremden so ungehindert in den Garten treten und ihr die Hand küssen ließ.

Jetzt eilte sie davon um das sittenverderbende Buch zu suchen, das der heimtückische Mann selbst so genannt hatte. Sie fand es sogleich, denn Johanna selbst hatte es in diesen Tagen des Schmerzes um den theuren Vater noch nicht angelesen. Aber, o Schrecken für die arme Ursula, es war in lateinischer Sprache geschrieben und diese verstand nur Johanna. Sie hatte, während Ursula das Hauswesen besorgte, allein beim Vater lateinisch gelernt.

Ursula wollte das Buch verbergen, doch nach einem Augenblicke des Nachdenkens legte sie es wieder an den Platz, wo sie es gefunden hatte und sprach für sich: „Mag sie es lesen. Kann das verderbliche

Buch, ihrer Seele schaden, so hat der Vater umsonst gelebt und gelehrt und das — ist unmöglich.“

Viele Geschäfte und Besorgungen, das Leichenbegängniß und die Vacanz betreffend, in welche sich die Geistlichen der Umgegend theilten bis die Stelle wieder besetzt sein würde, verhinderten die beiden Schwestern von dem abermaligen Eindringen des Italiens eher als an jenem Abende, wo wir sie dem Leser vorkührten, wieder zu sprechen.

Ursula's Vorwurf, den sie der Schwester Angeichts der Leiche des Vaters, der an andern Tage der Erde übergeben werden sollte, machte, bezog sich jedoch noch auf einen frühern Vorgang, der hier erwähnt werden muß.

Schon zu Anfang der Krankheit des Pastor Köhler war Johanna von einer weitläufigen Verwandten, die im Orte lebte und dem dasigen Amtschreiber Mühlner vermählt war, dringend aufgefordert worden in einem nahen Städtchen Bestunden mit zu besuchen, die dort von frommen Männern gehalten wurden, von denen man nicht wußte, wo sie so plötzlich hergekommen waren. Sie waren wohlthätig und zogen die Armen zu sich heran, doch munkelte das Volk allerhand über ihre Absichten.

Ob aus Wißbegierde oder Neugierde wissen wir nicht, doch — Johanna war ohne Wissen des Vaters mitgegangen, hatte eine und noch eine Bestunde mitbesucht.

Ursula hatte sie wohlmeinend gewarnt und Johanna nach dem zweiten Besuche versprochen, nicht wieder hinzugehn. Sie hielt auch ihr Versprechen, obgleich Ursula nicht von ihr erfahren konnte, was sie eigentlich in jenen Bestunden gehört habe.

Eine sonderbare Unruhe und Aufregung in Johanna's Wesen, entging ihr freilich nicht, doch schob sie die Hauptursache davon auf des Vaters Krankheit.

Nur als der würdige Mann, kurz vor seinem Tode, als Ursula gerade allein mit ihm war, die Vermuthung aussprach, jene Männer, die so geheimnißvolle Bestunden hielten, seien nichts andres als Jesuiten — da durchschauerte es die treue Schwesterseele furchtbar und sie war im Begriffe dem Vater Alles zu gestehen.

Eine plötzliche Verschlimmerung der Krankheit desselben verhinderte sie daran und Johanna's Ver-



sprechen die Beistunden nicht wieder zu besuchen beruhigte sie einigermaßen.

Der Pastor Köhler starb ohne zu wissen, welche Besorgnisse in Ursula's und welche Unruhe und Zweifel in Johanna's Seele keimten.

Keine der Töchter hatte seine letzten Stunden mit ihren eigenen Angelegenheiten trüben mögen und die Hoffnung ihn wieder genesen zu sehen, hielt sie von einer Entdeckung in diesen kritischen Momenten ab, bis der schnell hereinbrechende Tod alle Hoffnungen vernichtete. So finden wir die beiden Verwaisten.

Ursula hat die Vermuthung noch nicht ausgesprochen, die sie über den Italiener hegt, von welchem gleichfalls Niemand weiß, woher er gekommen und wenn er das Städtchen verläßt, wohin er verschwindet.

Die Leute der Umgegend kennen ihn als einen stillen, freundlichen Mann und da er stets reichlich mit Geld versehen ist, glauben sie, er beschäftigt sich mit der Kunst Gold zu machen.

Seit drei Wochen kennt ihn die dortige Gegend, hat man ihn nie in der Gesellschaft jener frommen, beistundenhaltenden Männer gesehen, vielmehr scheint er ihnen ängstlich auszuweichen.

Der Vater ist mit allen Ehren, aller Theilnahme, die er verdiente, begraben worden, die ganze Stadt ist schmerzlich bewegt, mit rothgeweinten Augen ziehen die Schaaren vom Kirchhofe heim, die er taufte, zum zweitenmale in den Bund der Christenheit aufnahm, die er traute und deren Kinder wiederum von ihm die christliche Weihe erhielten.

Jede Familie hat sich bereit erklärt die trauernden Kinder des Entschlafenen aufzunehmen, doch sie haben es dankbar abgelehnt. Sie haben sich ein einsames vor der Stadt gelegenes Häuschen gemiethet, von wo aus man den Kirchhof bequem übersehen kann.

Das treue Vaterherz hat in jeder Hinsicht für sie gesorgt, sie können frei von irdischen Sorgen in die Zukunft sehen und es bleibt ihnen bei Eintheilung und Sparsamkeit noch genug, um auch der Armen fernet zu gedenken.

Wohl war es ein herzzerreißender Abschied, der

Abschied vom Vaterhause, von der stillen mit der hohen Mauer umgebenen Pfarrei, von den dunkeln Linden beschattet, die hundertjährig das ehrwürdige alterthümliche klosterähnliche Gebäude aus katholischen Zeiten überragten.

Alle Blumen aus Johanna's lieben Gärten, dem stillen Zeugen ihres Nachdenkens und Grübelns, ihrer ernstesten Gespräche mit dem würdigen Vater, und einst — der Schauplatz ihrer kindlichen Spiele unter Aufsicht der gütigen, mütterlich um sie besorgten Schwester — alle Blumen daraus waren mit dem Vater in die Gruft gewandert.

Der neue Pastor konnte jeden Tag eintreffen, denn man eilte damals sehr mit der Wiederbesetzung erledigter protestantischer Pfarrstellen, weil die evangelische Gemeinden selbst die Einmischung der Katholiken fürchteten und der damals am Staatsruder sitzende Canzler Krell die calvinistische Lehre sehr begünstigte.

Man nahm daher ohne Weiteres den Vorschlag an, einem jungen Geistlichen, der ein Kind der Stadt war, in Wittenberg studirt hatte und für Luthers Lehre wahrhaft begeistert war, die Stelle zu geben. Er war allerdings kaum 5 Jahre im Amte, hatte sich aber als eifriger Lutheraner schon rühmlich ausgezeichnet und war sogar mit Freimüthigkeit den frommen Vätern auf den Hals gerückt, die Beistunden hielten und wirklich nichts andres waren, als verkappte Jesuiten.

Mehrere Glieder der Gemeinde hatten ihn schon predigen hören, denn das Dorf, wo er lebte, war von unserm Städtchen kaum 10 Meilen entfernt.

Er hatte sofort alle Stimmen für sich und wurde mit Ungeduld erwartet.

Da er unverheirathet war und auf den Besitz irdischer Güter nichts gab, war sein Umzug mit keinen großen Beschwerlichkeiten verknüpft und wenige Tage nach der Beerdigung Köhlers hielt er seinen Einzug.

(Fortsetzung folgt.)



## Die geheimnißvolle Messe.

Mitgetheilt

von

Eduard Franke.

Motto:

Wann bringt ein Sterblicher in der Natur geheime Kräfte,  
Wer kennt was droben jenseits wohl geschieht: — —  
Weiß man doch von dem Traum, der hier uns äßte,  
Nicht mehr zu sagen, als — „er kommt — und — flieht.“ —

### 1.

Es war im Jahre 1825, als ich durch eine Geschäftsreise, nach fünfjähriger Trennung von meinem Universitätsfreunde, dem Baron Alaschy, das Vergnügen haben sollte, denselben in Prag wieder zu begrüßen.

Eine wahre Sehnsucht nach diesem Augenblicke regte sich in meiner Brust, welches erklärlich wird, wenn ich sage, daß wir damals ein Herz und eine Seele waren.

Gleiche Gesinnungen, ja fast gleiche Neigungen hatten uns so zu einander hingezogen, daß Alaschy seine Wohnung aufgab und trotz vielen Beschränkungen, bei mir zu wohnen begehrte: ein Verlangen, dem ich, obgleich der Stubenkameradschaft sonst abgeneigt, hier willig nachgab. Es zog auch mich zu seinem Umgange, zu seiner Nähe, wie man sich nach dem Beisammensein mit einer Geliebten sehnt. — Wir besaßen alles gemeinschaftlich, selbst die Kasse; und obgleich ich viel Geld verbraucht habe, welches eigentlich nicht mein gehörte, Alaschy aber eben nicht im Ueberflusse vom Glück damit bedacht war, so hatte derselbe dennoch nie die geringste Bemerkung deshalb über seine Lippen gehen lassen.

Er gehörte keineswegs zu den Kopfhängern, aber auch keineswegs zu den Ausgelassenen; doch zu denen, welche keinen Spaß verderben. Meine Wenigkeit dagegen zu Jenen, welche jeden Scherz aussuchen: in der Ueberzeugung, die Jugend sei die Zeit des Uebermuthes, sei jene Zeit, wo das Leben noch von Hoffnungen und Phantasien geschwängert, einem Blumengarten gleicht. — Wozu ist ein Blumengarten bestimmt? — um darin zu lustwandeln. Wer mag es der Jugend verargen, wenn sie in diesem, für jeden Menschen nur einmal

blühenden, göttlichen Lustgarten, sich so lustig als möglich zu machen sucht. — Nun, ich habe dem göttlichen Gärtner zu erkennen gegeben, daß seine reizenden Park- und Blumenanlagen Bewunderung verdienten. Ich bin darin herumgeschwärmt wie ein Schmetterling und habe süßen Nektar geschlürft.

Alaschy war ein treuer Gefährte, und wenn er auch nicht ganz mit meinen Augen sah, mit meinem Herzen fühlte, empfand er doch kein Mißbehagen daran und schien glücklich, wenn er mich glücklich sah.

Wie nun aber alles ein Ende nimmt, ein Ende nehmen muß, soll es nicht langweilig werden, so verrauschte auch diese schöne Zeit. Ich nahm schmerzlich Abschied von ihr, von meinem Freunde nach fast vierjährigem Beisammensein und wurde Referendar bei der Regierung zu Ratibor.

Beim Abschied wurde noch die Beeidigungsformel eines steten ununterbrochenen Briefwechsels beschworen und durch eine tüchtige Bowle Glühwein bekräftigt, als ob der Paß mit dem rothen Nebenjaste, gleich unserm warmen rothen Blute, besiegelt werden sollte, und dann ging es unsern neuen Bestimmungen zu. — Er nach Prag — ich nach Ratibor.

Adieu, ihr schönen Universitätsjahre, ihr Gleichheitsjahre aller Stände! Ihr seid die Letzten dieser Art im Leben. — Mit dem Ablegen des ungenirten Plausrockes geht die Steifheit an — mit dem Ablegen der leichten Studentenmütze schwindet auch der leichte Sinn. Er kann aus dem hohen runden Hute nicht sogleich in die schöne freie Natur fliegen, wird so lange in dem engen Dunstkreis gebannt, bis wir einmal ein Compliment der Convenienz machen und ist erstickt, wenn wir dann den Hut lüften. — Ach, wie vieles erstickt nicht früher oder später das Leben durch seine Convenienzen, welches, wenn es sogleich zu Tage käme, wohlthätig wirken würde: aber es wird so lange gedreht und überlegt, bis der Riese zum Embryo geworden ist, wenn er das Licht erblickt.

Doch genug der Philosophie. Es steht ja doch immer gleich mit den meisten ihrer Kinder. Sie erblicken als Probleme die Welt und scheiden zuletzt auch als solche wieder aus derselben.



## 2.

Der zwischen uns beschworene Briefwechsel ward treulich gehalten, und wenn auch körperlich fern, die Seelen, die Gedanken waren bei einander und tauschten sich, wie damals, als wir noch in unserm engen Stübchen nicht seufzen konnten, ohne daß es der Andere hörte.

Alaschy's Briefe trugen in den ersten Jahren ganz das Gepräge seines Universitäts-Charakters; sie waren offen und zum Theil humoristisch. Auch nicht das Geringste schien er genießen zu können, ohne mir, seinem Freunde, durch Mittheilung den Mitgenuß zu verschaffen, und nicht selten waren es die geringfügigsten Kleinigkeiten, über welche er sich ganze Seiten lang auslassen konnte.

Ich will offen sein und gestehen, daß ich nicht in gleichem Grade an ihm handelte. Mein schon früher mitgetheilter Schmetterlings-Charakter mochte daran Schuld sein. Ich war zwar in meinen Antworten nie zurückhaltend gegen ihn: aber ich nahm mir die Mühe nicht, ihm tagebuchmäßig, wie er mir, alles mitzutheilen und mußte seinerseits auch manchen Vorwurf hören; allein auch hier war es mein leichtes Blut, welches, sobald der Brief geendet, die Vorwürfe vergaß und bei dem besten Vornehmen in der Antwort den alten Fehler beging. Dennoch hing mein Herz mit unendlicher Liebe an ihm.

Zu Ende des dritten Jahres unserer Trennung kam es mir vor, als ob auch seine Briefe anders würden. Der sonst darin herrschende leichte Humor war verschwunden und zwischen den Zeilen las ich deutlich, daß der einst zu offene Freund mir ein Geheimniß berge, welches ihn so beherrsche, daß es sich willenlos in seinen Worten wiederspiegele und so die Ahnung davon aus seiner in meine Seele übergang.

Hatte er mir sonst oft zu viel geschrieben, jetzt, wiewgleich die Briefe nicht minder lang waren, erschien es mir zu wenig und ich ward eifersüchtig auf ein Geheimniß, welches er vor mir verbergen wollte.

So ist der Mensch. Den eigenen bedeutenden Fehler, seine eigene Nachlässigkeit, wenn sie ihm vorgehalten wird, weiß er stets zu beschönigen, entdeckt er aber an seinen Freunden den geringsten Tadel,

so ist er unablässig bemüht, sie zu verhöhnern oder darüber zur Rede zu stellen. — Auch mir erging es so. War es gleich meine Absicht, ihn nicht merken zu lassen, was ich ahnte, bis er freiwillig die Brust erschloße, so schlich doch, wie es schien, ebenfalls in meine Antwortzeilen sich ein leiser Vorwurf ein, welcher den Nachtheil hatte, daß seine Briefe etwas seltener wurden und dann ziemlich berechnet erschienen, ohne mir die Ursache dieser Veränderung zu entdecken.

Nach und nach, wie es bei meinem Charakter nicht anders möglich war, wurde ich auch dagegen gleichgültiger und hatte es wirklich kaum beachtet, daß fast ein halbes Jahr verflossen war, ohne von ihm eine Nachricht zu erhalten. — Da, ohne an ihn zu denken, kam ein langer, langer Brief voll überichwenglichen Glückes. Eine geheime Liebe hatte sein Herz in Bann gehalten. — Von dem Mädchen erwidert, schien die Einwilligung des Vaters unerreichbar. Dieser Zustand von Ungewißheit hatte ihn gegen alles, außer seiner Liebe, erkalten lassen. — Was Wunder auch? Freundschaft und Liebe sind wie Leidenschaft und Ruhe: sie können nie zu gleicher Zeit, mit gleicher Stärke herrschen. Die Eine muß erbleichen, wenn die Andere zur Geltung kommen soll.

Jetzt hatte die Liebe gestegt — das Mädchen war mit dem Segen des Vaters sein. Die Freundschaft trat wieder in ihre alten Rechte und das Herz suchte Mittheilung, der doppelte Liebesgenuß ein doppeltes Glück zu empfinden.

## 3.

In diesem Briefe lag wieder so ganz die alte ehrliche Seele meines Freundes, daß ich mich in jene Zeit der Stubenkameradschaft versetzt glaubte und wähnte der Freund stehe neben mir. Ich dürfte nur die Arme ausbreiten, ihn zu umfassen und ihn zurufen zu können: „Sei glücklich!“

Von diesem Wahne mußte ich so vertieft sein, daß ich ein Klopfen an der Thüre für das Seine nahm, aufsprang, dem Kommenden entgegeneilte, in meine Arme schloß und wirklich rief: „Sei glücklich!“

„Mir gehorsamst zu bedanken. Herr Assessor sind ja heute gar zu gnädig.“

Ich fuhr, wie vom Blitz berührt, zurück.



„Statt mir zu erzen, duzen mir Hochdie-  
selben,“ — fuhr der Sprechende fort. — „Das  
dubt eenen ullen Kerl wohl, der ooch nich vom  
Baune gebrochen un durch manche Schule gegangen  
is. — Nu, der Herr Assessor will, un ik halte  
still.“ —

Ich war nach und nach von meiner Ueber-  
raschung zu mir gekommen und mußte in ein herz-  
liches Gelächter ausbrechen, als ich vor mir die alte  
keife Figur unseres Gerichtsdieners, eines grau-  
bärtigen ehemaligen Unterofficiers, stehen sah. Der  
Alte blickte mich einen Augenblick an und stimmte  
dann laut in mein Gelächter ein.“ —

„Worüber lacht er?“ — fragte ich plötzlich  
ernst, da mir dieß respectwidrig erschien.

„Der Alte lacht über den Du?“ sprach der  
Alte lakonisch.

„Wer ist der Du?“ rief ich schnell.

„Der Du is Sie“ erwiderte er.

„Wer ist Sie?“

„Der Sie — is een Er — das heeßt mit  
Respect zu sagen — een Assessor.“

„Kerl, hält er mich für einen Narren?“ fuhr  
ich empor.

„Nee, vor' een Narren grad' nich, aber een  
biefen verrückt kommen Sie mir vor.“

„Kerl, ich will ihm!“ schrie ich entrüstet.

„Na, erhizen Sie sich nicht,“ sagte der Alte  
ruhig. — „Ik dachte mir gleich, daß der grelle  
Sonnenschein een Gewitter bringen würde: aber een  
Inschlag möchte Lärm machen; nu immer besser, wir  
haben uns alleene ausgelacht, als wenn de Welt  
uns auslacht.“

Ich fühlte die Wahrheit seiner Worte und fragte  
um sein Begehren.

„Termin uf morgen früh um elfe.“ Dabei  
reichte er mir ein Papier. — „Sonst noch was zu  
befehlen?“ setzte er hinzu.

Ich griff in die Tasche, reichte ihm ein Acht-  
grofchenstück und sagte: „Da trinke auf meine  
Gesundheit, alter Knabe.“

Er sah bald mich, bald das Geldstück an, dann  
sagte er: „Uf Ihre Gesundheit — na ja doch, un  
uf“ — er breitete die Arme aus, wie ich es vorhin  
gethan, und sprach schmunzelnd: — „un uf Ihre —  
ik verstehe, — na es bleibt unter uns — ik haab

et ooch eenmal so gemacht. — hehehe! Ik kann  
schweigen. — Wie heeßt et man doch,“ und nun  
sing er an zu singen:

„Berräther aeb un laß uns schweigen,  
Nur schweigend kann man glücklich sein.“

So ging er irällernd zur Thüre hinaus. Ich  
lachte herzlich über das doppelte Mißverständnis seiner  
und meinerseits, setzte mich zum Schreibtisch, wünschte  
dem Freunde Glück und bat um die Hochzeitsanzeige  
um, falls es mir möglich, derselben beizuwohnen  
und meines Freundes Braut kennen zu lernen.

## 4.

Aber mein alter Praktikus von Gerichtsdienert  
hatte doch nicht geschwiegen, das merkte ich an den  
neugierigen Fragen und Blicken, mit welchen man  
mich hier oder dort empfang oder belästigte. — Der  
muntere, nicht unliebenswürdige Assessor ichien vielen  
jungen Damen eine willkommene Beute. Thüren und  
Herzen öffneten sich ihm überall, die Arme harrten  
nur eines hoffnungsvollen Winkes von mir, um es  
den Herzen gleich zu thun. Allein man harrte ver-  
gebens und ich fand jetzt plötzlich ceremoniose Kälte,  
Argusaugen, welche meine Worte, meine Blicke be-  
lauschten, weil man nun vermuthete, des Herrn Ratbs  
in spe glühendes Herz sei bereits vergeben, man  
bemühte sich, mich mit Spionen zu umstellen, um  
nur zu erforschen, wer denn die Glückliche sei, deren  
Brief mich so exaltiren konnte, daß ich den Gerichts-  
diener für sie selbst angesehen. Ich aber lächelte,  
verbarg mein Geheimniß desto sorgfältiger und freute  
mich der Zeit, wo ich eben so geheimnißvoll abreisen,  
den Spürhunden den Kopf noch mehr verwirren und  
das leere Nachsehen lassen würde.

Ein Monat verging: ich erhielt keine Ant-  
wort auf meinen Brief. — Das letzte Viertel des  
zweiten begann — es blieb beim Alten. —

Vergebens zerbrach ich mir den Kopf, was  
wohl die Ursache davon sein könne — ich fand keinen  
Grund. — So rückte der fünfte Monat heran, als  
mir ein Auftrag zukam, der mich, wenn ich ihn  
nicht von der Hand wies, in die Nähe meines  
Freundes führte.

Wenn wir uns lange auf etwas geireut haben,  
ist nichts unangenehmer als die Hoffnung auf diese



Freude schwinden zu sehen. Das hatte auch ich empfunden, der in der Reise zu dem theuren Freunde zugleich eine schöne Wiedersehensstunde und Bestrafung für unberufene Neugier zu feiern glaubte und diese Hoffnung als bloßen Traum sollte dahinschwinden sehen. — Ich ergriff also die Gelegenheit mit großer Begierde, wenn gleich in Beziehung auf die Strapazen die Vortheile eben nur sehr gering waren.

Schon der zweite Tag fand mich unterwegs und da man damals weder Eisenbahnen noch Telegraphen hatte, welche uns oder unsere Gedanken fast eben so schnell befördern, als sie entstehen, so mußte ich mich schon in Geduld fassen und froh sein, wenn ich nach achttägigem Mütteln im Postwagen die Thore von Prag erreichte.

## 5.

Es war Mitternacht, als ich dort ankam. Am Morgen hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als in meines Freundes Wohnung zu senden, um ihn von meiner Ankunft zu unterrichten, erhielt jedoch zur Antwort, daß er seit seiner Verheirathung im Palais seines Schwiegervaters, des Grafen Wrzka, wohne.

Diese Nachricht überraschte mich nicht wenig. — Schon verheirathet? ohne mir ein Wort davon zu schreiben? — Was hatte das zu bedeuten? — War er durch die Verhältnisse ein Anderer geworden? — Bestimmten ihn Convenienzrücksichten, die enge Freundschaft mit dem bürgerlichen Assessor aufzuheben? Wollt er meinem ihm für diese Zeit angekündigten Besuche entgegen? — Diese Fragen durchkreuzten mein Gehirn und gewannen Nahrung, als ich mich nach dem Grafen Wrzka näher erkundigte und erfuhr, daß er ein Aristokrat vom reinsten Wasser und sein Haus stets nur der Sammelplatz der ältesten Geschlechter Böhmens gewesen sei. Meine Vermuthungen konnten also Grund haben.

Ich muß gestehen, daß ich, von dem Gedanken beherrscht mich nicht aufdringen zu wollen, lange schwankte, ob ich unter solchen Umständen nicht besser thue, wieder abzureisen, ohne den Freund aufgesucht zu haben. Als ich aber erfuhr, der Graf sei bald nach dem Tode seiner am Hochzeitstage verstorbenen Tochter auf seinen Militairposten nach Italien zurückgekehrt, seinem Schwiegersohn die Verwaltung seiner

Güter übertragend — da durchzuckte mich ein Gefühl, welches ich nicht zu erklären vermochte. — Es war mir, als ob hier ein Geheimniß verborgen läge, welches der Freundschaft zu enträthseln vorbehalten sei. Ich brach das Gespräch und jede weiteren Erkundigungen ab, um keine Neugier zu erwecken, und beschloß den Freund aufzusuchen, ob ihm mein Erscheinen vielleicht auch unwillkommen sei.

Unvermählt — und doch Wittwer — allein hier — und doch kein Wort an den Freund, dem er sonst nichts verschwie, das Verborgenste enthüllte? — Da mußten Umstände zu Grunde liegen, welche der Welt geheim bleiben sollten. — Mag sein, daß neben der innigsten Freundschaft für ihn auch die Neugierde bei meinem Entschlusse eine Rolle spielte, daß die Gewohnheit des Inquirirens ihre Macht über mich ausübte: — Gewohnheit — dieser Despotin kann sich ja Niemand entziehen. — Genug, ich machte mich sogleich auf den Weg und stand schon in der nächsten Viertelstunde vor dem gräßlich Wrzka'schen Hotel.

„Herr Graf von Wrzka zu Hause?“ fragte ich den Portier.

„Herr Obrist, Graf von Wrzka“ erwiderte er steif und pedantisch: „sind bei Ihrem Regimente in Italien.“

„Sind Hochdero Schwiegersohn,“ stimmte ich in seine Steifheit ein: „ebenfalls gegenwärtig nicht hier?“

„Der Herr Graf Maschy-Wrzka befinden sich allerdings hier, doch empfangen dieselben keine Besuche.“

Diese Antwort überraschte mich, denn sie schien mir auf einmal den Weg zu meinem Freunde abzuschneiden, der, wie ich hörte, neben dem eigenen jetzt auch den Familiennamen des Grafen trug. Der Portier schien auch nicht einer jener redseligen Diener, welche ungefragt bei solchen Nachrichten noch ein Wort hinzufügen, das auf den Grund der Besuchsverweigerung schließen läßt. — Er war eben im Begriffe mir den Rücken zuzukehren.

„Herr Graf sind doch nicht krank?“ fragte ich rasch mit theilnehmender Stimme.

Der Portier blieb stehen. „Körperlich,“ sagte er, „nur leidend; aber durch traurige Ereignisse geistig



angegriffen, vermeiden Dieselben nach ärztlicher Anordnung, jede Erregung."

Meine Neugier wurde immer gespannter und sollte doch, wie es schien, nicht gestillt werden. — Wie es anfangen, um zu ihm zu gelangen? — Plötzlich fiel mir ein Mittel ein.

„Der Herr Graf“ sagte ich, „haben mich herbeschieden aus weiter Ferne, ohne mir jedoch die Ursache anzugeben. Ich bin Arzt und vermute nur, daß dies in Beziehung auf Dero Zustand geschehen sei. Wollen Sie gefälligst meine Karte sogleich abgeben; ich werde hier die Nachricht erwarten, wann ich dem Herrn Grafen gelegen komme.“

Diese Worte mußten auf den Portier einen besonderen Eindruck machen. Die strengen Züge verwandelten sich in ein wohlwollendes Lächeln.

„Sehr gern“ sagte er. „Wollen Sie die Güte haben, einflweilen in mein Zimmer zu treten?“

Er deutete auf ein kleines, aber helles und freundliches Zimmer rechter Hand, nahm eine Karte und zog die Glocke. — Ein Diener erschien. Er unterrichtete ihn und trat dann, mich fortwährend in sein Zimmer nöthigend, wieder zu mir. — Kaum einige Minuten vergingen, als auch der Diener zurückkehrte, um mich in das Zimmer seines Herrn zu führen.

Mein Herz, welches sonst bei Inquisitionen ganz rubig war, klopfte diesmal gewaltig.

## 6.

Ich folgte dem Diener über die breite, grandiose, mit weichen Teppichen belegte Marmortreppe in den ersten Stock des Gebäudes. Hier öffnete der Diener eine große Flügelthüre, welche in einen Vorfaal führte, deutete mir an zu warten und trat in ein Seitenzimmer, um mich zu melden. Ich wußte nicht, was ich von alle dem denken sollte. Mein Freund mußte sehr krank sein, denn sonst war es mir nicht möglich zu glauben, daß er seinen liebsten Freund nach langjähriger Trennung so nahe wisse und ihm nicht entgegenfliege. — Doch blieb mir nicht viel Zeit darüber nachzudenken, denn die Thüre öffnete sich wieder, der Diener ließ mich ein.

Ich trat in ein hohes, mit Bogensfenstern versehenes und, wie es mir schien, auf's reichste möblirtes

Zimmer. Die langen Damastvorhänge waren herabgelassen und verbreiteten ein Halbdunkel, welches die Gegenstände nicht sogleich genau unterscheiden ließ. Nur ein Fenstervorhang war halb geöffnet und sandte seinen Lichtstrahl gerade auf ein weibliches Portrait in Lebensgröße, dessen Züge überraschend schön waren und den Blick unwillkürlich fesselten. Dies war auch die Ursache, welche mich, der aus ganz andern Gründen hierhergekommen, abhielten, sogleich nach dem Gegenstande zu forschen, welchen ich hier zu begrüßen dachte. — Meine Blicke blieben fest auf dem Bilde haften.

„Nicht wahr, sie zieht Jeden mit unwiderstehlicher Gewalt an!“ ertönte eine, wenn auch matte, mir doch wohlbekannte Stimme.

Der Richtung folgend, woher der Ton kam, erkannte mein schon an das Halbdunkel etwas gewöhntes Auge — gerade dem Bild gegenüber auf einer Ottomane halb ruhend den lang entbehrten Freund. Ich konnte ihn noch nicht deutlich sehen, hörte aber die liebe Stimme, stürzte auf ihn zu, fühlte mich bald von seinen Armen eng umschlungen, fühlte, daß meine Wangen feucht wurden, ohne daß meinem Auge eine Thräne entrannte, und erkannte, sie hinwegwischend, daß es wirklich Thränen waren, daß sie aus des Freundes Augen entquollen und unaufhaltsam herabrollten.

„Im Gotteswillen, Paul, was fehlt Dir!“ rief ich und schlug die bei uns befindliche, halb offene Gardine weiter zurück, so daß das Licht grell auf sein Angesicht fiel.

Er lag wie leblos in meinen Armen; die Augen waren geschlossen. Die langen Wimpern hielten noch die Thränentropfen fest, so daß sie wie Thau an der sich öffnenden Knospe hingen: aber wie jene zum Leben erwacht, schien in ihm das Leben schlafen zu gehen. Breite, dunkelblaue, in das schwärzliche spielende Ringe umgaben die Augen und zeigten, daß diese hohl und tief lagen. Keine Spur von Leben war auf den Wangen sichtbar: sie trugen jene gelbweiße, durchsichtige Todesblässe, die selbst dem geübtesten Maler wiederzugeben so schwer ist. Die Lippen, sonst purpurroth, glühten dem feuchtgewordenen und von der Sonne abgeblähten Rosenblatte gleich, welches seine ehemalige verlockende Farbe uns nur noch ahnen läßt.



So lag er wohl einige Minuten in meinen Armen, dann schlug er das Auge auf. Es war matt und roth gerändert; das Licht schien ihn zu blenden, denn er schloß die Augen bald wieder und rief: „Beklage mich und wünsche mir ein baldiges Ende.“

Ich fühlte, daß ihm in diesem Augenblicke Ruhe am nöthigsten sei, suchte also durch keine Frage seine Bewegung zu vermehren, besänftigte ihn so viel ich es vermochte, verließ ihn nicht mehr und wußte es dahin zu bringen, daß er einwilligte, mich wie früher als Schlafgefährten aufzunehmen. — So hatte ich schon am Abend die Freude, ihn, wenn auch nicht körperlich wohler, doch geistig ruhiger zu sehen.

(Schluß folgt.)

### Bücherschau.

**Die Russen nach Constantinopel.** Ein Beitrag zur orientalischen Frage von Hermann Gödsche. Berlin, Verlag von Hugo Vieler u. Comp. 1854.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich einen gewissen Namen durch seine Thätigkeit an dem bekannten Zuschauer der Berliner Kreuzzeitung gemacht; er nennt sich auch in vorliegender Broschüre als den Erfinder der ihrer Zeit vielbesprochenen und — von jedem Vernünftigen belächelten „Enthüllungen,“ und thut sich nicht wenig auf diese „Ehre“ zu gute. Mag ihn um diesen Ruhm und diese Ehre beneiden wer da will! In einem kurzen Vorworte, das die Ueberschrift „Keine captatio benevolentiae“ trägt, nennt der Zuschauer nach einem beiläufig angebrachten Schimpfwort die Gründe, weshalb er seine Broschüre „In den Wust des deutschen Buchhandels wirft.“ Späßhaft genug sind diese: 1) habe „er ein Recht, so gut Memoiren und Reiseerlebnisse drucken zu lassen, wie jeder Andere, der einen Verleger finden kann,“ 2) um das „neutrale Philisterthum zu kitzeln, unter dem das Grauschimmelchen der Gesinnungslosigkeit und der Volkszahl alter Sympathien von 48 hervorguckt.“ Er will sich ferner damit amüßren, seine zahlreichen „Freunde“ zu ärgern und meint, daß Rücksichtslosigkeit das Einzige sei, was in der Politik und in der Presse des Erfolgs noch sicher bleibe.“

Die Berechtigung, als Schriftsteller aufzutreten, scheint uns aber auf mehr fußen zu müssen, als Herr Gödsche angiebt. Vor Allem dürfte doch wohl ein gewisser Anstand in der äußeren Form nöthig

sein, wenn man vor das Publikum tritt. Davon scheint Herr G. aber keinen Begriff zu haben.

Nach diesem Styl und Ton zu urtheilen, hat der Verfasser seine Sprachstudien in den berühmten Berliner Kneipen gemacht, in denen Messer und Gabeln an Ketten liegen, bei den Wurstspickenicks der preussischen Hauptstadt, oder — in der demokratischen Scandalliteratur des Jahres 48. Dieselbe Rohheit und Ungehörigkeit des Ausdrucks, dieselbe Virtuosität im Schimpfen treffen wir auch hier. Er, der sogenannte Kämpfer für die Legitimität und das Gottesgnadenthum, enblödet sich z. B. nicht, auf die schamloseste Weise von der Königin von England zu sprechen und den Kaiser der Franzosen zu beschimpfen, obgleich der Staat, dem anzugehören er zufällig die Ehre hat, in tiefem Frieden mit den beiden genannten Herrschern lebt. Selbst wo der Verfasser etwas feiner werden will, blickt stets die natürliche Rohheit, der Mangel alles, auch des gewöhnlichsten Anstandes durch.

Die Tendenz der Gödscheschen Schrift wird durch die Stellung die ihr Verfasser einnimmt, genugsam bezeichnet. Herr G. — wenn wir nicht irren früher ein „Liberaler“ — ist jetzt ein Vorkämpfer jener „kleinen aber mächtigen Partei,“ die unter der Devise „mit Gott für König und Vaterland“ streitet, dabei aber auch recht hübsch für sich selbst zu sorgen weiß. Es sind diese Don Quixotes mit Pickelhaube und Priesterrock und ihre Sancho Pansa's bereits hinreichend gewürdigt worden. Man hatte sie und ihr bramarbastrendes Treiben nach dem kurzen Aufsehen, das sie durch ungeheures Geschrei machten, über wichtigeren Dingen bald wieder vergessen. Es ist aber sehr bitter, vergessen zu werden — es mußten diesen Herren also die orientalischen Verwickelungen sehr willkommen sein. Die Gelegenheit, sich wieder wichtig zu machen, ist zu schön, als daß man sie sich sollte entgehen lassen. Den Zweck, Aufsehen à tout prix zu erregen, haben die edlen Herren durch vorliegende Broschüre erreicht — freilich nicht ohne sich wieder einmal entsetzlich lächerlich zu machen.

Jene Partei hat nun voll süßer Hoffnung ihre Augen auf Rußland gerichtet, sie sieht im russischen System den letzten Hoffnungsanker ihres leeren Schiffes und wünscht daher den möglichst baldigen Einzug der Söhne Kuriks in Stambul und womöglich auch in Berlin, Wien, Paris und London. Der Herr Verf. ergeht sich in holden Phantasmagorien, träumt von einer Einschließung der anglo-gallischen Flotte in dem „Sack“ des schwarzen Meeres, ja sogar von einer Invasion in England. Er sehnt sich nach dem Kantschu des Kosaken — nun: suum cuique! — Daß natürlich alles dies zum Heile und unter dem Deckmantel des Christenthums geschehen muß, versteht sich von



selbst, eben so daß es nicht an verkehrten Auffassungen und Verdrehungen des wahren Thatbestandes der orientalischen Verwickelungen und Zustände fehlt. In der Wahl der Mittel scheinen die Ritter und ihre Knappen ebenso wenig wählerisch zu sein, wie die Jünger Loyolas. Deshalb die Verherrlichung der barbarischen Räuberhorden der Montenegriner, des griechischen Raubgesindels, der Corsaren des adriatischen Meeres und des Archipels.

Um nun ein solches Nachwerk, wie das vorliegende, zusammenschreiben zu können, ist Herr G. selbst nach dem Orient gereist. Anstatt aber mit unbefangenen Blicke sich Belehrung zu suchen, hat er Alles durch die sandstaubige Brille des neu-preussischen Ritterthums gesehen. Er giebt einzelne Beschreibungen, die, wenn er nicht polemisiert, zum Theil nicht ohne Interesse sind, in der Regel aber setzt er Alles herab, was nicht in seinen Kram paßt. Was er von der Rekrutirung der ägyptischen Armee sagt, halten wir nicht für übertrieben; es gleicht diese auf ein Haar der Art und Weise, wie das christliche Rußland seine Soldaten aus der jüdischen Bevölkerung aushebt, nur daß in diesem christlichen Reiche die ohne Wahl ihren Familien entziffenen Opfer nicht in Ketten gelegt, sondern wie kleines Schlachtvieh mit Stricken gebunden und auf Wagen geworfen ihre Heldenlaufbahn beginnen, und entweder ihrer Schwächlichkeit wegen den Musikkorps zugetheilt, oder — damit sie nicht fortlaufen können — auf die Flotte gesteckt werden! — Wir selbst haben bei einem längeren Aufenthalte im Czaarenreiche dergleichen herzerreißende Scenen in unmittelbarer Nähe gesehen. Ebenso hat uns das Bild, das G. von dem Zustande der Landbevölkerung in Bulgarien giebt, lebhaft an den der russischen Bauern erinnert, nur daß jene von fremden Zwingherren, diese von ihren Landsleuten geknechtet werden. Auch an Vertheidigung und Bestechlichkeit scheinen nach G.'s Angabe die türkischen Beamten den russischen nichts nachzugeben.

Sehr unglücklich ist der Verf. mit seinen Prophezeiungen. Nach ihm sollte in wenig Wochen (er hat sein Buch vor etwa einem Vierteljahre geschrieben) der griechische Aufstand das Türkenreich gestürzt haben, sollten die Russen siegreich über den Balkan gegangen sein. Jetzt sind die griechischen Horden zu Varen getrieben und Rußlands Heer erhält fast täglich so bedeutende Schlappen von der elenden türkischen Armee, daß es trotz seiner Stärke immer weiter zurückweicht; nicht einmal die Festung Silistria vermochte der Sieger von Erivan mit 40—50,000 Mann den „entnervten“ Türken zu entreißen, er opferte umsonst seine Krieger auf und hat endlich mit unendlichen Verlusten die Belagerung aufheben müssen!

Doch genug über die Ausgeburt eines erhitzten

treubündlerischen Gehirns, die nur ein flüchtiger Beweis dafür ist, bis zu welcher Verwilderung Parteilichkeit führen kann. Gödsche's Schrift gehört, ebenso wie die von dem besonnenen Theil der reactionären Partei desavouirte Kreuzzeitung, der Kategorie der Literatur an, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen, die aber, was Rohheit und Rücksichtslosigkeit betrifft, den schmutzigsten Produkten der ehemaligen demokratischen Presse nichts nachgiebt.  
Ferdinand Gleich.

**Neuer Reineke Fuchs.** Von Adolf Glasbrenner. Zweite verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1854.

Sind auch die politischen Sympathien und Antipathien Adolf Glasbrenner's nicht die unsern, so anerkennen wir doch, daß er mit seinem reichen, oft sehr treffenden Berliner Humor gewisse Thorheiten und Zustände unsres Zeitalters in schärfstem Maße zu geißeln weiß. Die Moral des vorliegenden satyrischen Gedichts vom Verfasser in den Schlußworten:

Und weiter hab' ich nichts gewollt,  
Daß dies Gedicht Dir sagen sollt':  
Der Fuchs und das Fuchskind  
Sind schlaue, schuft'ge Leute!  
Und wenn sie nicht gestorben sind  
So leben sie noch heute,

niedergelegt, findet man leicht selbst. Die Anspielungen sind so deutlich, daß das Verständniß der Fabel Niemandem schwer werden dürfte. Was die Einzelheiten anbelangt, so entwickelt Glasbrenner eine Fülle der Laune und der liebenswürdigsten Bosheit beinahe in jedem Capitel.

Der Beifall, den das Werk, wie das rasche Bergreifen der ersten Auflage beweist, gefunden hat, ist ein wohlverdienter. A. St.

**Wendische Weiden.** Erzählungen aus dem wendischen Volksleben von Eduard Ziehen. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1854.

Die vorliegenden Erzählungen unterscheiden sich von ähnlichen Dorfgeschichten durch eine eigentümliche locale Färbung. Der Verfasser hat die Wenden, welche den östlichen Theil der hannoverischen Provinz Lüneburg und die nördliche Hälfte der Altmark bewohnen, im Auge. Das charakteristisch Nationale, das sich, obwohl die Sprache bis auf Reste zu Grunde gegangen ist, in Gebräuchen und Sitten bei denselben erhalten hat, der poetische Anflug, welcher solch altem Volksthum stets zu eigen bleibt, weist den Erzählungen Ziehen's das Interesse der Lesewelt zu.

Der Erzählungen sind fünf: „Der Sohn der



Wittve" — eine Geschichte, die in etwas früherer, in der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs spielt; — „Der Dorfmusikant," ein sehr frisches Genrebild; „Der Müller;" „Die Hirtentochter" und „Unter dem Weidenbaum." In der Erzählung „Der Müller" wäre ein schärferes Herausarbeiten des Hauptcharakters vortheilhaft gewesen.

Die Ausstattung ist, wie bei allen Verlagsartikeln der Meidingerschen Buchhandlung, eine sehr vorzügliche. A. St.

**Die Fahrt zur Königin von Britania.** Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim fragmentarisch dargestellt. — Novelle von M. Solitaire. Landsberg a. d. W. Verlag von Volger und Klein 1854.

Die Novelle ist eine Episode aus einem noch ungedruckten Romane des Dichters: „Diana Dia-

phana, Geschichte des Alchymisten Imbecill Kählein." Eine spannende und fesselnde Episode, reich an jener düstern in das wunderbare und wunderliche Treiben des Mittelalters sich versenkenden Romantik, die beinahe ganz vom deutschen Parnass verschwunden ist. Als der letzte Vertreter des von Gallot Hoffmann, C. Weißflog und Anderen einst mit so vielem Glücke angebauten Notturnos steht Solitaire beinahe in allen seinen Arbeiten da und verdient eine weit größere Beachtung, als ihm unsere vornehm absprechende Kritik und unser oberflächlich unterhalten sein wollendes Publikum angedeihen lassen.

Die „Fahrt zur Königin von Britania" hat unsere Erwartungen nach dem ganzen Romane, dem sie entnommen, rege gemacht. Den größeren Familien- und besseren Lesebibliotheken ist sie wie gesagt als originell und anziehend zu empfehlen.

Die äußere Erscheinung des Bändchens ist tadellos. A. St.

## Fenilleton.

### Beischwingen.

**Potischomanie.** Was ist das? wird man fragen. Es ist dies eine neu erfundene Kunst, die gegenwärtig in Paris so allgemeinen Anklang gefunden hat, daß die Damen der crème der Gesellschaft sich ihr mit dem größten Eifer, zu dem nur die allgewaltige Göttin Mode begeistern kann, hingeben. Potischomanie ist die Kunst auf Glas Figuren von buntem Papier mittels eines Firniß so zu befestigen, daß es das Ansehen von altem Porcellan erhält. Am beliebtesten sind Figuren, wie sie die Chinesen auf ihr Geschirr zu malen pflegen: Drachen, Pagoden, Schmetterlinge, Kiosks, fabelhafte Vögel etc. Etwas müssen die Leute, deren alleiniger Beruf es ist, die Zeit zu tödten, stets haben, was zu diesem Lebenszwecke dient. Der Schwindel mit dem Tischrücken und Geisterklopfen ist bereits verdrauscht — jetzt pflegt man die Potischomanie — wer weiß, welche große Idee die nächste Zukunft in irgend einem müßigen Gehirn entstehen läßt, für die dann für die fashionable Welt schwärmen kann!

**Gastspiele.** In Leipzig gastirt gegenwärtig Herr Brunert vom Hoftheater in Stuttgart mit dem größten Erfolge. Auch in der Oyer haben wir einen namhaften Gast, Herrn Th. Formes von Berlin. Auf Beide werden wir in dem nächsten Berichte über das Theater zurückkommen.

**Robert Giseke's Trauerspiel: „Johannes Nathenow"** ist bei der k. Hofbühne in Berlin zur Aufführung angenommen.

**Auswanderung nach Canada.** Im Jahre 1853 kamen zu Folge der amtlichen Berichte der Quebecker Blätter in dem Hafen von Quebec 360 Schiffe mit 36,699 Auswanderer an, unter denen 14 Schiffe mit 2419 Personen aus Deutschland. Die Zahl der deutschen Auswanderer, welche auf nichtdeutschen Schiffen nach Canada gingen, war jedoch viel bedeutender. Außerdem kamen auch fortwährend viele Deutsche von New-York aus zu Lande nach Canada. Die Zahl der 1852 in Canada zur See Eingewanderten betrug 39,176 Personen.

**Todesfälle.** Die Mutter des Componisten Meyerbeer, Frau Amalie Beer geb. Meyer Wulff, ist kürzlich zu Berlin in sehr hohem Alter gestorben. Sie war eine ehrwürdige, allgemeine geachtete Dame, die sich namentlich durch reiche Gaben an milde Stiftungen auszeichnete.

### Vermischtes.

**Zur Geschichte des Lehrertums.** In manchen Gegenden Deutschlands sind die Volksschullehrerstellen sehr spärlich bedacht. Es giebt noch jetzt viele, welche nicht einmal 100 Thaler einbringen, ja häufig genug soll eine ganze Familie mit 70—80 Thalern (und dabei ist noch die freie Wohnung u. s. w. mitgerechnet) das Jahr hindurch leben. Da war es denn ganz natürlich, daß die Besitzer solcher Stellen, denen das Brod knapper wie dem Tage-



löhner zugemessen war, noch nebenbei ein Handwerk trieben und, wenn die liebe Jugend mit dem A B C, dem Catechismus und einigen Bibelsprüchen hinlänglich erbaut und belehrt war, die Nähnaedel oder den Psriemen zur Hand nahmen, um durch den Erlös der Händearbeit die drückende Lage etwas erträglich zu machen. Hatte ein solcher bedauernswürdiger Mann einen Sohn, so stuzte er ihn nach seiner Art zu, gab ihm eine Quintessenz der eigenen Gelehrsamkeit oder Gelehrigkeit und vererbte schließlich Amt und Handwerk auf den Sprößling. Jetzt freilich werden die Handwerks-Schulmeister immer seltner, man will viel für die Volksschulen thun und besetzt die Stellen mit jungen in Seminaren gebildeten Leuten, verbessert aber den Gehalt nur in sehr schwachem Maße. — In einem kleinen Dorfe lebt noch jetzt ein alter ein Handwerk übender Lehrer, welcher außerdem noch den Titel eines Bansemeisters führt. Er ist nämlich verpflichtet, falls die Gutsherrschaft es verlangt, im Sommer bei dem Abladen des Getreides in der Scheune behilflich zu sein. Denn unter Banse versteht man die einzelnen zur Aufbewahrung der Garben bestimmten und zu beiden Seiten der Tenne, wo das Getreide gedroschen wird, liegenden Verschläge. Ob die Herrschaft so viel Zartgefühl hat, von diesem Rechte keinen Gebrauch zu machen, bleibe dahin gestellt. — Wahrhaft tragisch aber wird häufig die Berührung solcher verkommenen Schulmeister mit den Inspektoren und Schulobern. Es ließen sich die ergötzlichsten Sachen aus den Schulvisitationen mittheilen, und möge hier ein Fall, der buchstäblich wahr ist, folgen. Vor mehreren Jahren beliebte dem Schulrath, die Schule eines kleinen Dorfes mit seiner Gegenwart zu beehren. Er geht das Dörfchen wohl auf und ab, doch Niemand war der Antwort gab; im ganzen Dorfe war kein Mensch zu sehen oder zu hören, welcher ihm das Mysl des Schulmeisters hätte zeigen können. Endlich gewahrt er einen Mann, welcher im dürstigen Anzuge mit nackten Füßen u. s. w. Lehmsteine verfertigt, resp. auch wohl mit den Beinen knetet. Er ist natürlich sehr bereitwillig dem Herrn Schulrath Auskunft zu geben und geleitet ihn zum Schulhause. Er schließt auf und läßt ihn eintreten. Im Hause herrscht Todtenstille. „Nun, wo ist der Lehrer?“ fragte der Herr Schulinspektor. — „Mit Entschuldigung, der bin ich“ lautete die Antwort „und mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ „Mit dem Schulrath.“ Nun war es aber schöne Sommerszeit und draußen die Lust viel schöner, als in der dumpfen Schulstube, mithin war der Schulmeister gar nicht ungehalten gewesen, daß sich kein einziges Schulkind zur bestimmten Stunde eingefunden hatte. Er wußte dies denn auch mit ungewählten Worten dem hohen Herrn plausibel zu machen, im Herzen vielleicht wünschend, er möchte immer, sollte er wieder

einmal sich zur Visitation einstellen, auf das leere Nest kommen.

**Mode.** Was Mode ist, ist auch schön und sei es übrigens noch so häßlich. Das beweisen die kleinen Hüthen unserer Damen, die den natürlichen Standpunkt der Kopfbedeckungen verloren haben und gegenwärtig im Genick oder wo möglich wie die Tragkörbe der Bauerfrauen auf dem Rücken sitzen, die ungebührlich weiten Frauenkleider, mit deren Stoff man wenigstens die Blöße von drei Personen bedecken könnte und die äußerst dürstigen Unausprechlichen der Herren, die jeder rasche und feste Schritt in die größte Gefahr bringt. So lächerlich diese Moden sind, so erreichen sie doch in dieser Beziehung nicht die der „guten alten Zeit.“ Im Jahre 1790 gingen die Pariser Damen beinahe in dem Costum der Mutter Eva. Sie trugen fast ohne weitere Unterkleider dünne durchsichtige Mouslin-Gewänder, bloße Füße und Sandalen, selbst den Busen verbarg keine Hülle — nur das Gesicht war mit einem Schleier dicht verhangen. Zur Zeit der Schreckensherrschaft in Paris schor man sich das Haar am Hinterkopfe kurz und nannte das coiffure à la victime, die Damen trugen kleine goldene Guillotinen als Ohrgehänge und als Halschmuck, den lieben Kindern gab man kleine Köpfsmaschinen als Spielzeug und die Hoffnungsvollen belustigten sich damit, Strohpuppen zu enthaupten. Damals galt es auch für unfein, den Buchstaben R auszusprechen. Höchst komisch war aber die 1810 aufgekommene Mode der Schuhmacherei. Die feinsten Damen fertigten sich ihre Fußbekleidung selbst; man sah sie in allen vornehmen Assembles mit der Ahle, dem Knieriemen, mit Schuhdraht, Leder und Bech beschäftigt. — Wenn es einmal irgend einem Windbeutel oder einer eleganten Dame in Paris einfällt, sich die Nase blau und die Wangen grün zu färben, so wird man in der ganzen civilisirten und uncivilisirten Welt auch dies gewiß sehr schön finden.

### Leipziger Stadttheater.

(Schluß.)

Die Oper hat etwas Neues nicht gebracht. Man kann der Direction hieraus keinen Vorwurf machen, da auf diesem Gebiete etwas wirklich Lebensfähiges in neuester Zeit nicht mehr geschaffen wird und geschaffen werden kann. Wohl aber vermiffen wir einige ältere Werke, die auf keinem Repertoire fehlen dürften, wie z. B. Wagners „Fliegender Holländer“, Spontini's „Vestalin“, „Cortez“ und „Olympia“, Weber's „Corydon“, Halevy's „Jüdin“, Marschner's „Hans Heiling“, Herold's „Zampa“, mehrere der besseren Opern von Rossini, Aluber, Vorzing u., von den Glück'schen Opern gar



nicht zu reden, vor denen die deutschen Direktoren und Sänger eine unüberwindliche Scheu zu haben scheinen. Neueinstudirt hatte man Marschner's „Vampyr“ und Vorhing's „Gzaar und Zimmermann.“

Wir erwähnen nur vorübergehend die weniger bedeutenden Gäste, welche die letzten drei Monate brachten: die Frls. Engst von Braunschweig und Tonner von Dessau (Erstere Elisabeth im „Tannhäuser,“ Letztere die hier seit Jahren schon nur grausam mißhandelte Königin in den „Hugenotten“), die Herren Kessler aus Pesth (Lyonel in „Martha“) und Meyer aus Mainz (Zell), sowie das verunglückte Debut des Frl. Petermann, welche den Mut hatte, ohne nur einigermaßen genügende Vorbildung sich an die Rezia zu wagen. —

Die Sängerinnen Frau Betty Gundy und Frau Schreiber-Kirchberger setzen gegenwärtig noch ihre Gastspiele fort. Frau Gundy ist eine ganz besonders schön begabte Künstlerin, die sich vorzugsweise zu großen heroischen Partien eignet. Ihre Glanzrollen sind Romeo, Fides, Rezia, vor Allen aber Fidelio, Königin der Nacht und Norma. Man kann sich schon einen Begriff von dem seltenen Umfang ihrer in allen Registern gleichmäßig schönen Stimme machen, wenn man bedenkt, daß sie ebenso gut die Fides, wie die Königin der Nacht zu singen vermag. Letzgenannte Partie haben wir in ähnlicher Vollendung nie gehört. Weniger gelingen ihr jedoch die leicht gehaltenen Rollen in der komischen und Conversationsober. Ihre Stimme ist hierzu nicht beweglich genug, ihre Persönlichkeit zu imponirend. Als tüchtige Coloratursängerin hat Frau Schreiber-Kirchberger einen Namen. Leider haben aber ihre Mittel bereits nicht wenig abgenommen, auch hat sie sich das widerwärtige Tremoliren nur allzusehr angewöhnt. Ihre beste Leistung war die der Prinzessin in „Robert der Teufel.“ Außerdem ist sie bis jetzt als Valentine (Hugenotten) und Lucia aufgetreten. — Herr Mitterwurzer aus Dresden gab hier während des Mai neun Gastrollen. Es rangirt dieser vortreffliche Künstler mit den ersten dramatischen Sängern unserer Zeit. Seine hervorragendsten Kunstgebilde waren Zell, Vampyr, Wolfram von Eschinbach (Tannhäuser) und Don Juan. Auf seine Veranlassung ward endlich der abgeschmackte deutsche Dialog aus diesem Meisterwerke Mozarts entfernt und die Oper in ihrer ursprünglichen Gestalt mit Recitativen gegeben. Von dem k. k. Hofopertheater in Wien kamen zwei Gäste: Herr Sjaudigl — trotz der merklichen Abnahme seiner Mittel noch immer der große Sänger, wie er als Sarastro, Bertram und Caspar bewies — und der Tenorist Herr Steger — ein Sänger mit so gewaltigem Stimmfund, wie uns kein zweiter vor-

gekommen, doch ohne alle künstlerische Ausbildung und in dem ausgesprochensten Künstler-Egoismus befangen. Er isolirt sich im Ensemble gänzlich, singt wie und wo es ihm gefällt und erdrückt durch die Macht seines Organs alle Mitwirkenden, ja fast selbst das Orchester. Als Arnold (im Zell) und Lionel (in Martha) moderirte er sich etwas und zeigte hier auch natürliches Talent, als Edgard in „Lucia von Lammermoor,“ seiner ersten Rolle, jedoch traten alle die erwähnten Mängel mehr wie zu entschieden hervor. — Herr Molden vom Coburg-Gothaischen Hoftheater ist bis jetzt einmal als Gzaar aufgetreten. Er fand wohlverdienten Beifall und würde gewiß auch das intelligentere Publikum noch mehr befriedigt haben, wenn er im Gesang wie im Spiel nicht zu oft des Guten zu viel gethan hätte. — Von allen den Gästen, welche in der Oper auf Engagement spielten, haben bis jetzt nur der tiefe Bassist Herr Burger aus Wiesbaden und der Tenorist Herr Damcke aus Schwerin eine vor der Hand bleibende Stätte hier gefunden. Herr Burger gefiel als Sarastro, konnte jedoch als Lucas de Beaumanoir (Templer und Jüdin) und Marcel (Hugenotten) weniger befriedigen. Herr Damcke ist ein gebildeter Sänger und gewandter Darsteller, dem jedoch für das Fach der Heldentöne, das er hier ausfüllen soll, die erforderlichen Mittel nicht vollständig zu Gebote stehen.

M. G. Saphir gab vor einem verhältnißmäßig zahlreichen Publikum zwei Akademien im Stadttheater und fesselte die Versammlung durch sein geistreiches Geplauder und die oft sehr treffenden, dabei aber nicht verlegenden Wize und Wortspiele. Zwei von Frl. Liebig vortrefflich vorgetragene allegorische Gedichte Saphirs: „Perle und Demant“ und „Das Kind und das Gebet“ wirkten nachhaltig auf die Hörer. Der musikalische Theil dieser Akademien bestand in der ersten aus Beethovens Prometheus-Duvertüre und zwei Arien aus den Haydn'schen Dramatorien „Die Jahreszeiten“ und „Die Schöpfung,“ gesungen von den Herren Behr und Schneider — in der zweiten aus der Duvertüre zu „Curyantse,“ der Arie der Rosina aus dem „Barbier von Sevilla,“ gesungen von Frau Gundy, und einem von Herrn Steger vorgetragenen ungarischen Nationalliede. Der vorzüglichste dieser Gesangsvorträge war der der Frau Gundy, von der wir kaum eine so vollendete Wiedergabe dieser leicht gehaltenen Musik erwartet hatten.

Das Sommertheater soll dem Bernehmen nach ziemlich schlechte Geschäfte machen. Es mag dieser Umstand für den Direktor sehr schmerzlich sein, Leipzigs Publikum gereicht er aber zur Ehre und ist für alle die, welches er ehrlich mit der Kunst meinen und von Anfang an gegen die Einrichtung eines Livoli-Theaters gesprochen haben, eine Genugthuung.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hünze. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.